

Ursula Apitzsch

Biographische »Unordnung« und »Caring Work«¹

*Die Entdeckung der strukturellen »Unangemessenheit«
weiblicher Migrationsbiographien*

Arbeitsmigration erscheint wie kaum ein anderer Bereich sozialen Handelns von Individuen intentional gesteuert und auf lange Zeiträume hin geplant. Zugleich ist Migration ein Phänomen, dessen Gründungskontext und historische Erscheinungsformen fast immer auf ein aufgezwungenes Schicksal hinweisen, das gleichsam als ein Ergebnis des Einbruchs von Naturgeschichte in soziale Prozesse begriffen werden kann.² Selbst wenn Arbeitswanderung im Einzelfall als Konsequenz höchst individueller Entscheidung erscheinen mag, stellt sie sich doch typischerweise im Leben von Migranten und Migrantinnen als Phase des Einbruchs sozialer Unordnung und als mehr oder weniger extremer Erleidensprozeß dar. Migration ist im höchsten Maße paradox: Weitreichendes intentionales Handeln, das Projekt der Migration, dessen Kraft gar über mehrere Generationen hinweg trägt, wird unterbrochen oder überlagert durch unerwartete Erfahrungen, falsche Annahmen über das Zielland, Feindlichkeit der Menschen, das Durcheinanderwerfen aller Pläne, durch chaotische Reaktionen nicht nur von Individuen, sondern von sozialen Gruppen. Das soziale Konstrukt der Migrationsbiographie entsteht nun gerade in der Verknüpfung beider Handlungstypen. Die dabei analytisch freizulegende »Konstruktionslogik« ist – wie ich zeigen möchte – nicht nur konkret historisch und sozial zu verorten, sondern zugleich eine spezifische Form des »doing gender«.³ Ich möchte dies an drei Fällen exemplifizieren, in denen ich verschiedene Akzentsetzungen in aktuellen Ansätzen der Biographieforschung und zugleich die Bedeutung von »Gender« in Migrationsprozessen thematisieren kann. Dabei möchte ich schließlich die besondere Rolle von »Caring Work« als typischerweise von Frauen experimentierte Entstehung und Überwindung von biographischen »Verlaufskurven« thematisieren und erste Elemente eines an den Fallstudien gewonnenen theoretischen Modells skizzieren.

*Migration als »Verlaufskurve«**oder: Das unterschiedliche Leiden von Pierre und Pirette*

Was versteht die Biographieforschung unter einer »Verlaufskurve«? Der Begriff ist eine Übersetzung des englischen Wortes »trajectory« und stammt ursprünglich aus den Naturwissenschaften: »the curve that a moving body describes in space«. Er könnte im Deutschen auch mit »Flugbahn« wiedergegeben werden. Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (1970) verwandten diesen Begriff, um Phasen menschlichen Lebens zu beschreiben, in denen Subjekte nicht mehr intentional handeln können, sondern in übermächtigen institutionellen Abläufen gleichsam »gelebt«, »prozessiert«, »behandelt« werden.

Den dabei ablaufenden Prozeß des Umkippens intentionaler Handlungen in eine Phase intensiven Leidens und scheinbarer Passivität, von externen Kräften überwältigt, von einem fatalen Schicksal getrieben und sich selbst entfremdet zu sein, untersuchten Gerhard Riemann und Fritz Schütze unter anderem am Phänomen der Migration (Riemann / Schütze 1991). Ihrer Arbeit entnehme ich mein erstes Fallbeispiel.

Ein junges französisches Paar, Pierre und Pirette, das bereits im Schulalter mit 14 oder 15 Jahren zueinander findet, plant zugleich mit der Eheschließung die Auswanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika, um dem ärmlichen Leben in der französischen Provinz zu entgehen. Sie absolvieren eine Ausbildung als Automechaniker bzw. Buchhändlerin und fühlen sich für das Leben in den Vereinigten Staaten gut vorbereitet. Pierre, der einen Onkel in Kalifornien hat, beantragt und erhält die Einwanderungsgenehmigung. Pirette soll nachreisen, sobald sie in Frankreich ihre Ausbildung abgeschlossen hat und in den USA eine Wohnung für das junge Paar bereitsteht. Zu genau diesem Zeitpunkt aber wird Pirette schwanger. Die finanzielle Planung wird damit über den Haufen geworfen, da Pirette nicht sofort ins Berufsleben einsteigen kann, zudem für ein weiteres Familienmitglied zu sorgen ist. Viele der Erwartungen an das Migrationsland können nicht eingelöst werden, weil Pirette durch die Kinderbetreuung und die mangelnden Sprachkenntnisse im neuen Land im wesentlichen auf ihre kleine Wohnung beschränkt ist und ihr darüber hinaus die unumgänglichen Kontakte zu Behörden und Gesundheitsinstitutionen große Furcht einflößen. Als das Kind erkrankt und hohe Krankenhausrechnungen privat zu begleichen sind, da keine Krankenversicherung existiert, kollabiert der Migrationsplan. Das Paar muß Geld von den Eltern in der Heimat zum Begleichen ausstehender Rechnungen erbitten und kehrt desillusioniert nach Frankreich zurück.

Die besondere Aufmerksamkeit von Riemann und Schütze gilt in der Narrationsanalyse der Frage, unter welchen Bedingungen eine Teilnahme an einer differenzierten sozialen Welt nicht mehr möglich ist und auf welche Weise sich solche Prozesse sozialer »Unordnung« in Biographien aufschichten. Um den in einer Verlaufskurve durchlebten Prozeß des sozialen Leidens zu verstehen, sei es notwendig – so argumentieren die Autoren – das Paradigma intentiona-

ler sozialer Aktion zu verlassen und den Prozeß zu betrachten, in dem die Kontrolle über die Lebensumstände verloren zu gehen droht oder tatsächlich verloren geht. In diesem Sinne knüpfen sie ausdrücklich an die Tradition des symbolischen Interaktionismus in jener besonderen Form an, in der er durch das Werk von Anselm Strauss und insbesondere seine systematische Begründung qualitativer empirischer Sozialforschung als »Grounded Theory« präsentiert wird.

Nicht zufällig verweisen Schütze und Riemann in ihrer Analyse sozialer Prozesse in einer Migrationsbiographie auf die Tradition der frühen Chicago School. Während nämlich der Mainstream der amerikanischen Migrationsforschung die biographische Dimension außer acht ließ, entdeckte umgekehrt die Chicago School von Anbeginn an Migration und Biographie als herausragende Themen. Beispiele sind Thomas' und Znanieckis vor dem Ersten Weltkrieg entstandene Studie über polnische Einwanderer in die Vereinigten Staaten (»The Polish Peasant in Europe and America«) und Stonequists Studie über den »Marginal Man«, den Menschen, der in zwei Gesellschaften und zwei Kulturen leben muß.

Nach Riemann und Schütze sind freilich die genannten Autoren, die als Pioniere der Biographieforschung gelten müssen, letzten Endes von der Idee der »spezifischen intellektuellen und moralischen Entfaltungsmöglichkeiten, die der Marginalität selbst inhärent« sei, zu fasziniert gewesen, und hätten den prozeßhaften Charakter sozialen Leidens im Hintergrund gehalten und zu ungenügend aus den dokumentierten Fallstrukturen herausgearbeitet (vgl. Riemann / Schütze 1991, 335).

So einleuchtend diese Kritik ist, begründet sie doch auch zugleich eine Akzentverschiebung, durch die nun wiederum die Aktivität des Subjekts zugunsten der Betonung der Phasen sozialen Leidens stark in den Hintergrund rückt. Zugleich wird in der Fallanalyse von Riemann und Schütze das Auslösen der Verlaufskurve für ein Migrantenehepaar vornehmlich an der strukturellen »Unordnung« der weiblichen Biographie festgemacht. Die Erzählung von Pirette legt diese Trennung in »gendered biographies«, eine männliche handlungsorientierte und eine weibliche – vom Geschehen überrollte – Migrationsgeschichte zweifellos nahe.

Pierre got his (emigration) paper(s) finally, and he got his plane trip and all that. And then he had a little problem because I was pregnant (zit. n. Riemann / Schütze 1991, 341).

Pierre kann nach seiner zunächst ohne Pirette angetretenen Reise in die USA wenige Monate nach einer unangenehmen Übergangszeit als ungelernter Gärtner den Wunschberuf des gutbezahlten Automechanikers realisieren. Der Handlungsentwurf der erfolgreichen Arbeitsmigration könnte als männliches Strukturmodell funktionieren, wäre da nicht Pierres Bindung an Pirette und das kurz nach der Hochzeit in USA geborene Kind. Pirette fühlt sich durch die Sprachbarrieren isoliert und hilflos den fremden medizinischen Institutionen

ausgeliefert. Als das Kind Claudine schließlich ernsthaft krank wird und in ein Krankenhaus eingeliefert werden muß, bricht das Migrationsprojekt zusammen, das Paar kehrt (zunächst) nach Frankreich zurück.

Claudine got very sick. But, we were, also, very young we were buying the newest outfits ... So. We didn't have any money, we didn't have any insurance. And Claudine got very sick in the hospital ... and she had to stay, and many times she's scared ... (...) And then we had to pay her bill, we had to pay them. And my father sent us money (...) And then we went back to France (Riemann / Schütze 1991, 346/348).

Deutlicher könnte nicht kontrastiert werden, wie das »männliche« (intentionale) und das »weibliche« (erlittene) Migrationsprojekt gegeneinander stehen. Pierre verdiente recht gut, das junge Paar kaufte sich Kleidung und luxuriöse Gebrauchsgegenstände wie ein Auto, rechnete nicht mit Krankheit und versicherte sich daher nicht. Die unvorhersehbare Krankheit des Kindes, die die Komplikation der ungeplanten Schwangerschaft zu perpetuieren und somit in den Bereich »weiblicher« Unordnung zu fallen scheint, bringt zunächst einmal den Plan von Wohlhabenheit und damit erfolgreicher Auswanderung zu Fall.

Riemann und Schütze berichten allerdings, daß die Rückkehr des Paares nach Frankreich keineswegs das Ende der Migrationsgeschichte und damit das Ende eines langen intentionalen Handlungsschemas gewesen sei. Pierre und Pirette seien nämlich nach nur zweijährigem Aufenthalt in Frankreich ein zweites Mal in die USA emigriert und diesmal sehr erfolgreich. Die Autoren betonen, daß der häufig überwältigende und lang dauernde Leidensprozeß durch »trajectories« den betroffenen Personen zugleich auch eine Chance systematischer Reflexion bieten könne, eine Chance, das biographische Konstrukt auf kreative Weise zu reorganisieren (vgl. Riemann / Schütze ebd., 343f.). Sie gehen davon aus, daß es geradezu eine der fundamentalen Aufgaben sozialer Arbeit sei, betroffenen Personen bei der Reorganisation ihrer Lebenssituation zu helfen und damit die Wucht zerstörerischer »trajectories« zu mindern oder gar aufzulösen (ebd., 352). Dennoch liegt der Schwerpunkt ihrer Analyse der Migrationsbiographie von Pierre und Pirette in der phänomenologischen Rekonstruktion des Scheiterns und nicht im Aufspüren der verborgenen latenten Potentiale für die Überwindung und schließliche Beendigung der »Verlaufskurve«. Wie Pierre und Pirette es anstellten, ein zweites Mal erfolgreich zu migrieren, wie sie den biographischen Tiefpunkt überwinden konnten, sich auch in der alten Heimat als Fremde zu fühlen, erfahren wir nicht. Das Thema latenter intellektueller und moralischer Konstruktivität in Prozessen scheinbarer oder tatsächlicher sozialer Marginalität an diesem Punkt aufzugreifen, liegt explizit nicht im Fokus des Interesses. Dadurch kommt allerdings die Deutung des Gender-Aspekts in der Gesamtgestalt des beschriebenen Migrationsverlaufs zu kurz.

Zu fragen wäre, auf welche Weise auch oder gerade in der weiblichen Mi-

grationsbiographie der Eindruck des bloßen Erleidensprozesses und des Getriebenseins überwunden werden konnte, ob gar spezifische Strukturelemente der »Gebundenheit« der weiblichen Biographie (vgl. Dausien 1996, 69ff.) an das Leben der anderen Familienmitglieder zu einer besonderen Dynamik des zweiten Auswanderungsprozesses führte. Könnte es sein, daß gerade Pirette ein zweites Mal auf Auswanderung drängt, weil sie für ihr Kind bessere Bildungsvoraussetzungen erreichen will, als dies eine zu späte Migration oder ein Verbleib in Frankreich ermöglichen würden? Ich möchte im folgenden in einer ergebnisorientierten Darstellung⁴ weitere Fälle weiblicher Migrationsbiographien aufgreifen und gerade die Frage der »Dialektik der Familienorientierung« weiter beobachten, die ich als Struktur an anderer Stelle folgendermaßen beschrieben habe: Je stärker Familienmitglieder (durch »Caring Work«) eingebunden sind in die Verantwortung für das Familienprojekt Migration, desto eher sind sie in der Lage, dieses Projekt für sich zu evaluieren und eine Erfolgsbilanzierung und Erfolgskorrektur vorzunehmen. Weibliche Familienangehörige, die aufgrund ihres Engagements wahrzunehmen gezwungen sind, daß mit jedem Jahr der Emigration die Chancen einer erfolgreichen Rückkehr schwinden, sind in der Regel eher als männliche in der Lage, Erfolge der Emigration im Aufnahmeland aktiv zu suchen und mit den Mitteln des Aufnahmelandes zu realisieren (Apitzsch 1990).

Luisas Geschichte oder:

Die Zweite Generation und die Dialektik von Familienorientierung⁵

Die 18jährige Luisa ist ein Kind italienischer Eltern aus der Region Campanien und erzählt aus eigener Erfahrung die Binnensicht einer ersten gescheiterten und zweiten – wenn nicht geglückten, so doch jedenfalls andauernden – Arbeitsmigration von Italien in die Bundesrepublik Deutschland.

Luisa ist ein erstes Mal im Alter von drei Jahren von den Eltern nach Deutschland gebracht worden. Die Eltern haben einige Jahre später einen – allerdings gescheiterten – Rückkehrversuch nach Italien unternommen, sind schließlich zum zweiten Mal in die Bundesrepublik zurückgekehrt, halten jedoch auch nach der zweiten Auswanderung für eine ungewisse Zukunft am Rückkehrprojekt ins Herkunftsland fest.

Luisa hat zunächst die Grundschule in Deutschland besucht, nach der Rückkehr nach Italien den dortigen Abschluß der integrierten Hauptschule (der sogenannten »scuola media«) erworben und ist danach gezwungen, erneut mit den Eltern in die Bundesrepublik auszuwandern. Trotz ihres sehr guten italienischen Schulzeugnisses kann sie in Deutschland wegen fehlender formaler Voraussetzungen und mangelhafter deutscher Sprachkenntnisse nicht das Gymnasium besuchen und damit ihren Traum von einem späteren Universitätsstudium nicht realisieren, sondern wird auf die Möglichkeit einer Lehre im dualen Ausbildungssystem hingewiesen. Ohne deutschen Hauptschulabschluß findet sie zunächst trotz vieler Bewerbungen keine Lehrstelle, sondern versorgt zu Hause die jüngeren Geschwister, da beide Eltern berufstätig sind.

Um der für sie fast aussichtslos erscheinenden biographischen Situation zu entkommen, greift sie schließlich zu einem Trick. Als ihr jüngerer Bruder den deutschen Hauptschulabschluß absolviert hat und zu Vorstellungsgesprächen bei Ausbildungsträgern eingeladen wird, erscheint sie an Stelle ihres Bruders, der sich nicht sonderlich für eine Berufsausbildung interessiert, und stellt sich vor. Tatsächlich wird sie als Lehrling im Einzelhandel akzeptiert, und es gelingt ihr schließlich sogar, ihre Lehre in verkürzter Lehrzeit von zwei Jahren erfolgreich zu beenden.

In der narrativen Darstellung tritt ihr Berufsprojekt in Deutschland in Konkurrenz zu dem bereits einmal gescheiterten (von ihr als traumatisch erlebten) Rückkehrprojekt der Eltern, und sie begründet ihre Entscheidung, nun auf jeden Fall in Deutschland bleiben zu wollen, mit dem Schicksal der eigenen Mutter. Die Mutter hatte nach der Rückkehr nach Italien als Hausfrau im eigenen Haus leben wollen, während der Vater in seinem alten Beruf als Maurer wieder Fuß zu fassen suchte. Als er aber nur Gelegenheitsarbeiten und keine feste Einstellung fand, war es die Mutter gewesen, die beschlossen hatte, erneut zu emigrieren.

Also in dieser Zeit mein Vater auch net gearbeitet hatte und da hat sie einfach beschlossen, nach Deutschland zu ziehen. ... Deswegen sind wir auch in Deutschland.

Luisa entwirft ein paradoxes Bild der Gender-Dimension der Biographie der Mutter, welches nicht ohne Einfluß bleibt für das Konstrukt der eigenen weiblichen Migrationsbiographie. Weil das »eigene« Lebensziel der Mutter gebunden ist an den beruflichen Erfolg des Ehemannes und an eine erfolgreiche Schullaufbahn der Kinder, bricht die »traditionell orientierte« Hausfrau aus der Verlaufskurve der gescheiterten Rückkehr aus und nimmt in Deutschland – gleichsam als »Vorhut« der Familie – Arbeit auf, nachdem sie als alleinerziehende Mutter mit zwei Schulkindern dorthin zurückgekehrt ist. Den Ehemann, den jüngsten Sohn und die zweitälteste Tochter läßt sie erst nach Deutschland nachkommen, nachdem die letztere ihren italienischen Hauptschulabschluß absolviert hat. Nach Luisas Rückkehr ist sie die Komplizin der Tochter bei der nicht ganz orthodoxen, aber erfolgreichen Lehrstellensuche.

In diesem Prozeß wird deutlich, daß eine im Migrationsverlauf bereits ausgelöste »Verlaufskurve« (eine aussichtslos erscheinende Situation nach gescheiterter Rückkehr) durch ein weit tragendes Handlungsschema – bei Luisas Mutter gerade durch die Bindung des »eigenen« Lebens an die längerfristige ökonomische Perspektive für die gesamte Familie – durchaus auch wieder storniert werden kann. Es kommt im Rahmen der »gendered biography« zu einer eigentümlichen Initialisierung von Modernisierungsprozessen bei bleibender normativer Geltung traditioneller Orientierungen. Dieser Prozeß wirkt über die Grenze einer Generation hinaus: Intergenerationale Veränderungsprozesse wirken von der ersten auf die zweite und dritte Generation und vice versa. Für die Tochter Luisa steht nunmehr fest, daß das Resultat der Evaluation des Migrationsprojekts nicht mehr Rückkehr, sondern nur noch Berufs-

orientierung in der Ankunftsgesellschaft heißen kann, wobei Berufsorientierung das frühzeitig entwickelte intentionale Handlungsschema von Bildungsaufstieg fortführt. Berufliche Bildung wird wahrgenommen als die erste Stufe des Traums vom »Studieren«. Dabei steht »Studieren« nicht für ein bestimmtes bereits inhaltlich konkretes Interesse, sondern für die Hoffnung auf eine Lebensform, in der es möglich sein wird, subjektive Entfaltungsmöglichkeiten jenseits passiver Erleidensprozesse, aber intentional nicht gegen das Familienprojekt zu leben.

Sie resümiert:

Ich will immer weiter studieren.

Ich will immer weiter wissen. –

I: Ja, und was könntest du da machen?

Ich weiß es auch nit ehrlich gesagt.

Aber irgendwie – vielleicht en Krankenschwester oder so

Denn das wär auch nit ganz schlecht.

Ich mein, wenn ich Verkäuferin dann wäre

Und dazu auch noch (...) Krankenschwester oder so

... das find ich gut.

Luisa hat ihre Lehre sehr erfolgreich abgeschlossen, und es liegt ihr ein Angebot vor, im erlernten Beruf zu arbeiten. Sie freilich insistiert: »Ich will immer weiter *studieren* (...) auch noch Krankenschwester oder so.« Das Wort »studieren« paßt nicht in den Zusammenhang von Einzelhandelslehre und Pflegeberuf und liefert möglicherweise den Schlüssel zur Interpretation der merkwürdigen, fast absurd anmutenden Aneinanderreihung beruflicher Ausbildungswünsche. Luisa, so wissen wir aus ihrer Erzählung, hat den Schulabgang nach der italienischen Pflichtschule akzeptiert, weil sie für berufstätige Frauen im Südtalien ihrer gesellschaftlichen Schicht keine reale Chance sieht und das mütterliche Rückkehrprojekt nach Deutschland unterstützt. Sie gerät also in die Zwickmühle, daß ihr Bildungsabschluß in jedem Falle entwertet wird. Entweder erhält sie in Italien eine Studienberechtigung, aber die Familie ist inzwischen ökonomisch kollabiert und folglich ein Studium aus sozialen Gründen nicht möglich, oder sie begibt sich in Deutschland in eine Situation, in der ihre formalen Qualifikationen durch das frühzeitig dreigliedrige Schulsystem abgewertet werden und es für ein Umsatteln in einen höheren schulischen Bildungsgang zu spät ist. Dennoch hält sie hartnäckig an einer sehr tief-sitzenden biographischen Orientierung fest.

In der rekonstruktiven Interpretation von Luisas biographischer Erzählung wurde versucht, die besondere Verwicklung von Luisas Handlungsoptionen gleichsam »morellisierend« freizulegen. Morelli hat anhand winziger Einzelheiten in Bildern Echtheit oder Fälschung rekonstruiert.⁶ In ähnlicher Weise nimmt die Narrationsanalyse den unpassenden Ausdruck »Studieren« statt »Umschulung« als einen Anhaltspunkt für Luisas latenten Wunsch, eine Gegenstrategie zum Migrationsleben der Mutter zu entwerfen. Zwar war es der Aktivität der Mutter zu verdanken, daß die gesamte Familie nach der geschei-

terten Remigration ein neues Projekt starten konnte, aber die entfremdete Situation in der Erwerbsarbeit und der sozialen und politischen Umwelt in Deutschland hatte die Mutter dazu geführt, das Leben in Deutschland auch nach der zweiten Auswanderung nicht als das »eigene« Leben zu begreifen und diese Erfüllung weiterhin in eine ungewisse Zukunft nach der Rückkehr nach Italien zu projizieren.

Luisa gibt die neue, überraschende Information, daß sie nach erfolgreichem Abschluß der Lehre als Einzelhandelskauffrau und trotz des Angebotes der Übernahme in ein festes Arbeitsverhältnis von seiten des Arbeitgebers nun noch eine neue Ausbildung anhängen möchte: »vielleicht Krankenschwester oder so«. Die sichere Berufsperspektive steht in eklatantem Mißverhältnis zu der offenbar nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv unsicheren neuen Ausbildung. Wenn man nun das Kontextwissen hinzu zieht, daß Luisa sich eigentlich immer nur ein Studium als Zukunftsperspektive vorstellen wollte und auch früher in Italien nach dem Ende der Pflichtschule von seiten der Schulleitung dahingehend beraten worden war, das Gymnasium zu besuchen, so wird deutlich, daß eine Ausbildung zur Krankenschwester eine doppelt unangemessene Entscheidung wäre: unangemessen gegenüber einer jetzt schon möglichen Berufstätigkeit, unangemessen aber auch angesichts der weitreichenden biographischen Handlungsorientierung in Richtung auf ein Studium. Sinnvoll wird die »unangemessene« Entscheidung hingegen im Lichte des als relevant herangezogenen Kontextes als Negativvotum. Luisa will offenbar auf keinen Fall endgültig im Beruf der Einzelhandelskauffrau tätig werden, was tatsächlich ihre Chance minimieren würde, aus der sozialen Position aufzusteigen, die ihr in der Aufnahmegesellschaft als Migrantin zugewiesen wird. Der Interpretationsvorschlag lautet danach: was Luisa mit der vagen Möglichkeit einer weiteren beruflichen Ausbildung andeutet, ist nichts anderes als die Aushandlung eines weiteren *Moratoriums* in der Hoffnung darauf, Zeit zu gewinnen und die Chance zum Bildungsaufstieg nicht endgültig auszuschließen. Eine solche Deutung des »Bildungshabitus« könnte im Sinne Bourdieus als eine Disposition verstanden werden, die als »generative Grammatik« eine gegebene Handlungsstruktur (Ausbildungsverhältnisse im dualen System als Moratorium) als Antwort auf ein gegebenes Problem (Ausschluß aus der höheren Bildung) rekonstruiert.

Der Punkt, an dem im vorliegenden Fall intentionale Handlungsorientierung und die Gefährdung durch eine mögliche »Verlaufskurve« ineinandergreifen, ist die in der Narration evident werdende *unangemessene Wahl* in einer konkreten biographischen Entscheidung, in der aber für die strukturelle Analyse das Durchhalten des biographischen Handlungsschemas angesichts widriger Umstände erkennbar wird. Dabei kann die Bedeutung der unangemessenen Wahl deshalb in der rekonstruktiven Analyse erschlossen werden, weil das biographische Subjekt ein Kontextwissen bereitstellt, das es selbst nutzt, um eine Information zu verarbeiten.⁷ Im konkreten Fall soll die glatte Einmündung in relativ niedrig qualifizierte Berufsarbeit verhindert werden durch eine weitere Ausbildungsschleife. Daß Luisa ausgerechnet eine Berufsausbildung nennt, die eine Professionalisierung von »Caring Work« darstellt, nämlich eine

Arbeit im Pflegebereich, erscheint dabei nicht als zufällig. Man könnte die Art ihrer Handlungssteuerung durch die Kategorie der »Idealisierung« beschreiben, d.h. »als orientiert an quasi beliebigen Impulsen, zusammengehalten nur von der Fiktion, daß letztlich doch alles einem Plan folgt und sich irgendwann alles zu einer großen Einheit fügt«, obwohl doch faktisch die bereits erfolgte Ausbildungs- und Berufswahl »irreversible Bindungseffekte zeitigt«.⁸ Ich halte es allerdings nicht für zwingend, den Fall Luisa dem »Idealisierungs«-Typus zuzuordnen. Ich möchte statt dessen die Deutung im Rahmen des Typus einer »reflexiven Traditionalität« vorschlagen, die sich im Mutter-Tochter-Verhältnis und vice versa hergestellt hat.

Luisa hat erfahren, daß das Leben der Mutter gerade aufgrund der primären Orientierung an »Caring Work«, an Fürsorglichkeit und Beziehungsarbeit, einen radikalen Modernisierungsprozeß durchlaufen hat, der in zweimalige Migration ins Ausland, Vollzeit-Fabrik-Arbeit und Integration in die Aufnahmegesellschaft einmündete. Gleichsam in konkreter Negation des Lebens der Mutter gestaltet Luisa ihr eigenes Leben in voller Erkenntnis des radikalen Modernisierungsprozesses, dem sie unterliegt, des für sie »Unausweichlichen«, das man nicht als eine »Aberration« betrachten kann, »die sich berichtigen ließe, indem man auf einen Boden zurückkehrt, der nicht mehr existiert« (um einmal mit den Worten Adornos zu bezeichnen, was dieser im Zusammenhang von Tradition und Entstehung des Neuen als den »normativen Charakter« von Modernität betrachtete).⁹ Rückkehr in eine dörfliche Idylle ist nicht mehr möglich. Dennoch akzeptiert Luisa nicht, das Leben der Mutter gleichsam nur eindimensional auf der Ebene reduzierter Zukunftserwartungen einfach fortzusetzen. Sie erwartet, daß das ursprüngliche Migrationsziel der Mutter – das »Caring« für die Familie – auf einer symbolischen Ebene wieder hergestellt wird. Ausbildung als »auch noch Krankenschwester« könnte Ausdruck dieses geforderten symbolischen Einholungsprozesses sein.

In einem weiteren Fallbeispiel der türkischen Migrantin Suna A. möchte ich dieser Entdeckung einer »reflexiven Traditionalität« weiter nachgehen.¹⁰ Dabei möchte ich zeigen, daß die scheinbare »Unangemessenheit« gender-gebundener »traditioneller« Entscheidungen zugleich als Ursache von »trajectories« (und damit spezifischer »Unordnung« im Migrationsleben von Frauen) und als Ressource für deren Überwindung interpretiert wird.

Suna A. oder: Die Dialektik von Tradition und Entwicklung des Neuen

Suna A. hat in der Türkei sowohl in den beiden Familien der getrennt lebenden Eltern als auch in ihrer eigenen ersten Ehe Gewalterfahrungen machen müssen und entschließt sich zur Scheidung und zum Versuch eines autonomen Lebens fern von den Herkunftsfamilien, aber zusammen mit ihrem Kind. Auf keinen Fall will sie eine Rückkehr in dörfliche Traditionen. Sie kompensiert die erzwungene Beendigung der Schule nach der Mittleren Reife durch beruflichen Erfolg: Sie steigt in der Großstadt Izmir von der Position einer Arbeiterin zur Erzieherin auf. Dennoch entscheidet sie sich, als ihr geschiedener Mann nach

Deutschland emigriert, ebenfalls zur Emigration. Ihre konkurrierenden Phantasien bei dieser Entscheidung sind einerseits die erwarteten größeren Freiräume als Frau in der deutschen Gesellschaft, andererseits die Möglichkeit, mit dem geschiedenen Mann wieder zusammenzukommen oder zumindest von ihm gegen Ehrlosigkeit geschützt zu werden und dem Kind die eigene Erfahrung der getrennten Eltern zu ersparen. In ihrer narrativen Darstellung ist sie eine auswandernde Familienangehörige des geschiedenen Mannes. Dennoch wird sie in Deutschland nicht mit ihm zusammen leben. Sie lebt als Arbeiterin fern vom Wohnort ihres Mannes und steigt innerbetrieblich aufgrund ihrer Dolmetscher- und Vermittlerqualifikationen bald wieder auf. Das Kind entwickelt sich gut, die Migration wird zur definitiven Auswanderung. Das gesparte Geld wird nicht für eine mögliche Rückkehr investiert, sondern für eine selbständige Existenz in der Bundesrepublik. Frau A. hat in der Türkei den Beruf der Schneiderin erlernt und möchte eine Werkstatt eröffnen. Statt dessen läßt sie sich von einem neuen Lebensgefährten überreden, mit ihm gemeinsam mit ihrem gesparten Geld eine Gaststätte zu eröffnen. Auch diese Ehe scheitert jedoch, Suna A. wird aus dem Geschäft herausgedrängt und muß erneut von vorn anfangen. Zum Zeitpunkt des Interviews baut sie mit Erfolg einen selbständigen Textilhandel auf, den sie diesmal allein betreibt. Signifikant in dieser Lebensgeschichte ist die Tatsache, daß jeder eigene Erfolg von Suna A. in der Gestalt einer traditionellen Verbindung mit einem Mann abgesichert werden soll. Mehrere dieser Versuche schlagen jedoch fehl, sie wird von den Männern betrogen und muß jedesmal die eigene Existenz und die des Kindes neu aufbauen. Dieser Zusammenbruch mittelfristiger biographischer Planungen zerstört sie jedoch nicht, sondern treibt ein sehr tief liegendes biographisches Handlungsschema, nämlich den Aufbau einer eigenständigen Existenz als Frau und Unternehmerin, nur um so klarer hervor. Phasen des Scheiterns und der Reaktionsunfähigkeit werden sehr schnell wieder abgelöst von intentionalen Handlungen, die ihres Erachtens freilich gesichert werden sollten durch Zeichen lebendiger Verbindung mit der Tradition. Das Scheitern des Projekts einer eigenen vollständigen Familie löst bei Suna intensives Leiden aus, aber dies tritt schließlich zurück hinter der Genugtuung, den von Jugend an ebenso gehegten Wunsch eines autonomen Lebens verwirklicht zu haben. Leiden ist also die eine Seite der scheinbar unangemessenen traditionellen Orientierungen von Suna A., aber die andere, nicht minder wichtige Seite offenbart sich in der gelungenen sozialen Konstruktion eines Lebenslaufs, in der Kreativität und Handlungsvermögen die Oberhand behalten.

In der Erzählung von Suna A. wird dabei offenbar, daß ihr Wunsch nach Autonomie zunächst in der Jugend mit dem Wunsch nach höherer Bildung gekoppelt war, der im Kampf gegen die Stiefmutter und Stiefgeschwister und mit nur partieller Unterstützung des eigenen (wohlhabenden) Vaters an einem bestimmten Punkt unterbrochen werden mußte.

Ich wollte aber zur Universität alles weitermachen.

Auch der andere Bruder und so will nichts.

Mein Vater sagte

Ich kann nichts machen.

Suna kann nicht zur Universität gehen, sie muß sich, um ein Stück »eigenes« Leben zu erobern, mit einem Mann verbinden, der sie später schlecht behandeln und mitsamt der kleinen Tochter auch ökonomisch im Stich lassen wird. Erst die berufliche Selbständigkeit ist für Suna eine Möglichkeit, an die Vorstellung eines autonomen Lebens, das sie sich zunächst durch Bildung erhofft hatte, wieder anzuknüpfen. Zugleich ist es die Möglichkeit, eine Familientradition weiterzuführen, die der Vater (ein Kaufmann) ihr als Frau und zudem als Tochter seiner geschiedenen Frau nicht zukommen lassen konnte und/oder wollte. Daß Suna sich bei ihren Selbstständigkeitsprojekten jeweils die Hilfe eines männlichen Lebenspartners zu sichern sucht, ist also weniger ihrer Unterwerfung unter traditionelle weibliche Lebensweisen der Herkunftsgesellschaft geschuldet, als vielmehr der Wunsch, früh erlittene Marginalität insbesondere in der Familie durch ein eigenes integrales Berufs- und Familienprojekt zu heilen und damit in gewisser Weise auch die Verbindung mit dem Vater wiederherzustellen, ohne sich seinen restriktiven Vorstellungen von der sozialen Rolle weiblicher Familienmitglieder zu beugen. Gerade die *Unangemessenheit* von Sunas früheren Realisierungsversuchen der eigenen ökonomischen Selbständigkeit und persönlichen Autonomie zeugt davon, wie sehr sie in der Ausformung der Gestalt einer eigenen Biographie diese als Teil eines langfristig angelegten Familienprojekts zu interpretieren versucht, das freilich mit einer Vorstellung traditioneller Lebensweisen von Frauen nicht in Einklang gebracht werden kann und soll.

Einige Schlußfolgerungen zur Rolle von »Caring Work« in der Arbeitsmigration von Frauen

Ich möchte versuchen, einige Schlußfolgerungen zu ziehen, die für mich den Status explorativer Vorüberlegungen für ein größeres empirisches Projekt in der biographieorientierten Frauenforschung haben.¹¹

Schütze und Riemann hatten (mit anderen Autoren) davor gewarnt, sich als Wissenschaftler von den der Marginalität inhärenten Kreativitätspotentialen zu sehr faszinieren zu lassen. Fällt nun die Beschäftigung mit dem Transformationspotential scheinbar »unangemessener« Entscheidungen von Frauen in der Migrationssituation (die zugleich die Qualität von Verlaufskurvenpotentialen besitzen) in diesem Sinne der Gefahr einer romantisierenden Betrachtung von Marginalität anheim? Ich möchte dagegen die These stellen, daß gerade die biographieanalytische Rekonstruktion tiefliegender Handlungsdispositionen eine Gegenstrategie darstellt gegenüber kurzschlüssigen (im Alltag ebenso wie in der Wissenschaft häufig anzutreffenden) kulturalistischen Deutungen scheinbar unverständlicher Entscheidungen der Biographieträgerinnen, wobei diese kulturalistischen Deutungen sowohl Vorurteile bezüglich der traditionellen Rolle von Frauen, als auch die Zurechnung zu imaginierten kulturellen Entitäten reproduzieren. In den Fällen von Luisa und Suna A. hatten wir eine tiefsitzende und weitreichende Bildungsdisposition erkennen können, die sich angesichts der institutionellen Ablaufmuster, in denen Bildungschancen (wie

sie sich in den jeweiligen historischen und sozialen Kontexten ihrer Biographien darstellten) nur als von der erreichten Normalität abweichende Entwürfe konzipiert werden konnten.¹² Als Prozesse des »doing gender« waren diese »Dispositionen« interpretierbar nur in dem Rahmen, in dem die autobiographischen Erzählerinnen selbst ein gewisses Kontextwissen bereitstellten, das genutzt werden konnte, um von ihnen gegebene Informationen zu verarbeiten. Dabei handelt es sich nicht um »traditionell weibliche« Orientierungs- und Denkmuster, sondern es handelt sich um spezifische Formen der Reflexivität bei der Selbstevaluation biographischer Prozesse, welche eine besondere Einbindung¹³ weiblicher Biographien in die familiären Migrationsgeschichten in Rechnung stellt. In diesem Sinne kann dann ein Ereignis, welches eine »Verlaufskurve« und damit Prozesse sozialen Leidens und sozialer »Unordnung« auslöst, wie zum Beispiel »unzeitige« Schwangerschaft am Beginn einer Migration (wie bei Pirette) sehr wohl auch als Anfangspunkt eines langfristigen Wandlungsprozesses (z.B. hin zu einer neuen Disposition für endgültige Auswanderung) interpretierbar werden.¹⁴ Das Ausblenden (bei Pirette) bzw. der Bezug auf »Caring work« (»Zuwendungsarbeit«) ist in jeder der dargestellten Biographien als eigentümlich »unangemessen« zu interpretieren, d.h. es handelt sich ganz offensichtlich nicht um »essentielle« Dimensionen weiblicher Existenz. Wohl aber scheint der Bezug auf die Strukturen von »Caring work« als die »andere Seite« der »Arbeitsmonade« (Eckart 1987) Element einer »sozialen Grammatik« zu sein, in der gerade dort, wo ihre Ausformung zunächst schwer verständlich scheint, das gesellschaftlich Neue Gestalt gewinnt.

Anmerkungen

- 1 Ich übernehme den Begriff von Joan Tronto im Sinne von »Zuwendungsarbeit« (Joan Tronto 1996).
- 2 Gerhard Riemann / Fritz Schütze 1991.
- 3 Zum Verhältnis der Strukturkategorien von Biographie und Geschlecht vgl. Bettina Dausien 1996.
- 4 Während im Forschungsprozeß sich die Strukturhypothese erst anhand der sequentiellen Rekonstruktion biographischer Erzählungen herauschält, wird in der abgekürzten Darstellung versucht, die bereits im Zuge der empirischen Forschung überprüfte Hypothese anhand von Beispielen zu explizieren, deren struktureller Zusammenhang ein theoretisches Modell bildet.
- 5 Die im folgenden zitierten Transkripte narrativer Textpassagen sind entnommen aus: Ursula Apitzsch 2000.
- 6 Vgl. Carlo Ginzburg 1983; zur Verwendung der »morellisierenden« Vorgehensweise in der Biographieforschung vgl. Peter Alheit 1989.
- 7 Zur Frage der Kontextauswahl nach interferenztheoretischen Prinzipien vgl. Rainer Koke-mohr / Marek Prawda 1989.
- 8 Vgl. dazu Monika Wohlrab-Sahr 1994, S. 271.
- 9 Theodor W. Adorno 1970, S. 41f.
- 10 Das Interview mit Suna A. hat Maria Kontos geführt. Vgl. dazu Maria Kontos 1999, S. 232–241.
- 11 Diese Überlegungen sind eingegangen in das im Rahmen der »Targeted Socio-Economic Research« von der EG geförderte Projekt »Self employment activities concerning women

and minorities. Their success or failure in relation to social citizenship activities.« Im Rahmen des Projekts, das an der J.W. Goethe-Universität Frankfurt koordiniert wird, sollen aufgrund eines theoretischen Samplings je ca. 50 biographische Fallstudien in sechs europäischen Ländern analysiert werden.

- 12 Vgl. dazu auch Lena Inowlocki 1997, S. 244–256.
- 13 Bettina Dausien spricht von der besonderen »Geschlechtsgebundenheit« weiblicher Biographizität (Dausien 1996, 579ff).
- 14 Hilfreich ist dabei der an Bourdieus Habitus-Konzept angelehnte Begriff der »Disposition« nur dann, wenn er im Sinne aktiven Denkens als fallspezifische Rekonstruktionsregel benutzt wird (vgl. Oevermann 1993, bes. 166ff), nicht aber als Vorstellung unmittelbar auf kollektiven Formationen aufsitzender Denk- und Handlungsmuster (im Sinne ihrer wider-spiegelnden Verdopplung). Bourdieu selbst scheint den Habitus-Begriff durchaus in unterschiedlicher Weise zu verwenden (vgl. Apitzsch 1997, 138f) und insbesondere in der Polemik gegen die Biographieforschung zu verengen (vgl. Bourdieu 1990).

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1970): *Ästhetische Theorie*. Frankfurt/M.
- Alheit, Peter (1989): Erzählform und soziales Gedächtnis. In: Alheit, Peter / Hoerning, Erika (1989): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt/M. / New York, S. 123–147.
- Apitzsch, Ursula (2000): *Migration und Biographie* (Überarbeitete Neuauflage der Habilitationsschrift Bremen 1990), Opladen (im Erscheinen).
- Apitzsch, Ursula (Hrsg.) (1999): *Migration und Traditionsbildung*. Opladen.
- Apitzsch, Ursula (1997): Bildungssoziologie. In: *Handbuch Kritische Pädagogik*, hrsg. v. Armin Bernhard und Lutz Rothenmel. Weinheim, S. 132–141.
- Apitzsch, Ursula (1996): Frauen in der Migration. In: *Frauen in der einen Welt. Zeitschrift für interkulturelle Frauenalltagsforschung*. H. 1, S. 9–25.
- Apitzsch, Ursula (1994): Migrationsforschung und Frauenforschung. In: Deutsche Forschungsgemeinschaft. Senatskommission für Frauenforschung (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin, S. 240–254.
- Apitzsch, Ursula (1990): Besser integriert und doch nicht gleich. Bildungsbiographien jugendlicher Migrantinnen als Dokumente widersprüchlicher Modernisierungsprozesse. In: Rabe-Kleberg, Ursula (Hrsg.): *Besser gebildet und doch nicht gleich! Frauen und Bildung in der Arbeitsgesellschaft*. Bielefeld, S. 197–217.
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: *Bios*, H. 1, S. 75–86.
- Bourdieu, Pierre u.a. (1981): *Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1970): *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/M.
- Dausien, Bettina (1996): *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen.
- Eckart, Christel (1987): Verschlingt die Arbeit die Emanzipation? Von der Polarisierung der Geschlechtscharaktere zur Entwicklung der Arbeitsmonade. In: *Widersprüche* 23, S. 7–18.
- Ginzburg, Carlo (1983): *Spurensicherung. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*. Berlin.
- Inowlocki, Lena (1997): Traditionalität im Migrationsprozeß. Überlegungen zu einer vergleichenden biographieanalytischen Untersuchung in jüdischen Displaced-Persons-Familien und in Familien griechischer Arbeitsmigranten. In: Mansel, J. / Rosenthal, G. / Tölke, A. (Hrsg.) (1997): *Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung*. Opladen.
- Kokemohr, Rainer / Prawda, Marek (1989): Wandlungsprozeß und Bildungsgeschichte. In: Alheit, Peter / Hörmig, Erika (1989): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt/M. / New York, S. 238–267.

- Kontos, Maria (1999): Migration zwischen Autonomie und Tradition. In: Apitzsch, Ursula (Hrsg.) (1996): *Migration und Traditionsbildung*. Opladen, S. 232–241.
- Oevermann, Ulrich (1993): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Jung, Thomas / Müller-Doohm, Stefan (1993): »Wirklichkeit« im Deutungsprozeß. *Verstehen und Methoden in den Sozialwissenschaften*. Frankfurt/M.
- Riemann, Gerhard / Schütze, Fritz (1991): »Trajectory« as a basic theoretical concept for suffering and disorderly social processes. In: *Social Organisation and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss*, hrsg. v. D.R. Maines, New York, S. 333–357.
- Strauss, Anselm / Glaser, Barney (1970): *Anguish: The Case Study of a Dying Trajectory*. Mill Valley, Ca.
- Stonequist, E.V. (1935): The Problem of the Marginal Man. In: *American Journal of Sociology*, vol. 41, S. 1–12.
- Thomas, William I. / Znaniecki, Florian (1958): *The Polish Peasant in Europe and America*, 2 Bde. Boston / New York, Dover (zuerst 1918–20).
- Tronto, Joan (1996): Politics of Care. In: *Transit* 12, S. 142–153.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1994): Vom Fall zum Typus: Die Sehnsucht nach dem »Ganzen« und dem »Eigentlichen« – »Idealisierung« als biographische Konstruktion. In: Diezinger, Angelika u.a. (Hrsg.): *Erfahrung mit Methode*. Freiburg, S. 269–299.